

mannigfachen Gegenständen, die er in den Schulen zu erlernen hat und die ihm, falls er nicht lediglich die Stenographie zu seinem Berufsgeschäfte zu machen gedenkt, zu seinem Fortkommen bei weitem nothwendiger sind, als diese, zum großen Theil abzuwenden, die Mühe bis zur fertigen practischen Ausübung, die, wie jeder practicirende Stenograph weiß, durch Jahre des anhaltendsten Fleißes und unausgesetzter Übung bedingt wird, erst vollends. So lange aber eine vollkommene Fertigkeit nicht erreicht ist, kann von einem Nutzen der Stenographie gar keine Rede sein und ich finde daher die in neuester Zeit von manchen Lehrern jener Kunst unter die Presse geschickten dithyrambischen Lobpreisungen des überschwenglichen Nutzens derselben in allen Verhältnissen des menschlichen Lebens sogar etwas markt-schreierisch und nur bezweckend, eine möglichst große Anzahl von Schülern heranzuziehen und klingende Früchte zu ernten, was der Würde der Kunst durchaus unangemessen ist. Damit soll den Manen des verewigten Meisters Gabelsberger, der sogar hoffte, die Stenographie als allgemeine Schriftsprache eingebürgert zu sehen, auch nicht der Schatten eines Vorwurfs gemacht werden — ein Vater liebt sein Kind und es kommt wohl vor, daß er es verzärtelt. Viele jener Lehrer aber bilden gleichsam nur einen Nachdruck des theoretischen Theils des Gabelsberger'schen Lehrbuchs und sie beten getrost nach, was ihr Meister gesprochen. Doch das gehört nicht hierher; ein anderes Mal vielleicht mehr darüber.

Bis dahin also stimme ich mit dem Herrn Verfasser ganz überein. Wenn er aber von der Stenographie als von einem „Kunststück“, das nur „zur modischen Dressur“ gehöre, redet, so muß ich aufrichtig gestehen, daß ich solches nicht von einem Manne erwartet habe, der „die Geschichte der Stenographie studirt, bis zu Tito hinaufgegangen und selbst eine kleine Monographie über dieselbe verfaßt hat!“ Es würde hier zu weit führen, die Quelle der obigen, ganz auffallenden Benennungen nachzuweisen und dieselben zu widerlegen; ich bemerke nur, daß ich jetzt bestimmt weiß, der Herr Verf. habe die Stenographie practisch, d. h. in Ständerversammlungen und Schwurgerichten, dem eigentlichen Felde derselben, niemals ausgeübt, da er sonst selbst erfahren haben müßte, daß zwischen einer schwierigen, ermüdenden Sache und einem „Kunststück“, zwischen einer wissenschaftlichen Beschäftigung und „modischer Dressur“ ein Unterschied herrscht und daß man zwar ein Herenmeister, aber dann doch noch kein tüchtiger Stenograph sein kann. Die horrible Bemerkung aber: „die Stenographie bleibe schon deshalb hinter der gewöhnlichen Art zu schreiben zurück, weil sie nichts sei als eine Gedanken-Daguerrottypik und Alles, was man höre, wiedergebe, nicht bloß die Lichtpunkte der Rede auszuwählen und festzuhalten suche“ — ist wirklich so eigenthümlich und originell, daß ich, auch wenn sie nicht mein Begriffsvermögen übersteige, sie zu widerlegen mich nicht erlauben würde! Wenn der Daguerrottypist nur die Lichtpunkte festzuhalten hätte, so würde das prächtige Copieen ablesen; er würde vielleicht nur eine Nase, einen Bauch, einen Bart, am Ende nur allein das Silberplättchen festzuhalten brauchen, um die Lichtpunkte erfaßt zu haben! So wäre es denn auch mit dem Stenographen, dem Redner gegenüber. Ach wie oft habe ich erfahren, daß die oratorischen Lichtpunkte sehr selten sind, und daß die Pergamenttafeln vor dem Beginne der Sitzung weit vernünftiger aussahen, als nach derselben! Aber der Stenograph ist ein Diener der Öffentlichkeit; er ist bestimmt, dem Publicum — nicht die Lichtpunkte, sondern das vollständige getreue Abbild Derjenigen zu liefern, die es für würdig hält, sein Wohl und Wehe zu erwägen und zu berathen. Das aber kann nur die Stenographie und das ist ihr unendlicher Vorzug vor der gewöhnlichen Schrift, die nur „die Lichtpunkte der Rede“ festzuhalten vermag.

Darüber, ob die Stenographie nachtheilig für Orthographie und Calligraphie, und ob für sie aus Kopp's „palaeographia critica“ wirklich noch so Bedeutendes zu schöpfen sei, als der Herr Verfasser glaubt — vielleicht, wie gesagt, nächstens mehr. Uebrigens — soyons amis, Cinna!

### Lebenswürdigkeiten dieser Messe.

Herb's Dioramen (auf dem Königsplatze) waren vor der Messe in der Buchhändlerbörse ausgestellt und wurden mit großem Beifall aufgenommen, den sie auch in der That verdienen; denn diese durch sehr klare Gläser zu sehenden großen Oelgemälde sind sehr gut gemalt, ja, die architektonischen Gegenstände ausgezeichnet. Eine große Ansicht von Magdeburg, die äußere und innere Ansicht mehrerer Schlösser, Klöster und

Kirchen, aber auch rein landschaftliche Partien wählte Herr Herb, und zwar aus unfern Vaterlande: theils interessant durch die historischen Erinnerungen, welche sich an sie knüpfen, theils durch die Architektur gewandter Vorzeit, theils endlich durch den imposanten Anblick, den sie gewähren. Die Architektur ist übrigens so vorzüglich gelungen, daß z. B. die Säulen, die Steinquadern u. s. w. im Innern der Kirche nicht mehr als gemalt uns erscheinen, sondern als ob sie wirklich körperlich vor uns ständen.

Strasbergers dioramische Ansichten von Schlachten der letzten zwei Jahre.

Den Leipziguern ist Herr Strasberger, ein geborner Leipziger, längst als tüchtiger Schlachtenmaler bekannt; jetzt giebt er nun auch den Fremden Gelegenheit, über seine Leistungen zu urtheilen. Er hat nämlich in einer Bude, dem Affenhause gegenüber, mehrere Begebenheiten aus den letzten zwei Jahren in dioramischen Ansichten dargestellt, so z. B. die Vertheidigung einer Schanze bei Ruppenheim im Badischen; Lager der preussischen Truppen vor der Bundesfestung Rastatt; Görgey's Niederstrecken der Waffen u. s. w. Dieselben sind übrigens nicht mit den gewöhnlichen Dioramen und Panoramen zu verwechseln; man hat sich vielmehr jede einzelne Ansicht als eine theatrale Darstellung mit Einsehlücken (Coulissen) zu denken, und der Zuschauer befindet sich beim Betrachten derselben, wie beim großen Rundgemälde vom Rhein, in einem dunkeln Raume, und sieht die wirklich mit außerordentlichem Fleiße, großer Kunstfertigkeit und Treue gemalten Darstellungen vor sich, ohne daß er erst nöthig hat, durch Gläser zu blicken. Diese Dioramen, welche übrigens künstlich beleuchtet werden, gehören wohl ohne Widerrede zu den Sehenswürdigkeiten, welche ganz besondere Beachtung verdienen.

### Tourniaire's ostindischer Riesen-Elefant.

Nach dem Tode des Riesen-Elefanten der Madame Klatt glaubte man, nun nicht so bald wieder einen so großen Elefanten sehen zu können; allein die Engländer scheinen Deutschland und Frankreich immer wieder von Neuem mit diesen Thiercolossen zu versorgen, und so haben wir denn auch schon diese Messe wieder Gelegenheit, einen großen Elefanten zu bewundern, und zwar Mad. Isabelle, bei einer Höhe von 12 Fuß die Kleinigkeit von 8—9000 R wiegend, und bereits im 74. Jahre ihres Alters stehend. Trotz dieser Jahre ist Isabelle aber auch noch nicht eines ihrer Reize beraubt; ihre Bewegungen zeigen noch echte Elefanten-grazie, aus ihren Augen blickt eine wahrhaft hinreißende Sanftmuth, ihre Zähne sind noch gut und weiß wie Elfenbein, ihr Teint ist vom schönsten Schwarz. Dabei zeigt sich Madame als ein wahrhaftes Muster von Kunstfertigkeit; denn sie kann nicht nur mit außerordentlicher Leichtigkeit und Grazie auf dem Seile tanzen (in künftiger Woche wird sie davon Proben geben), sondern auch vier Instrumente blasen, zwar nicht wie die schwedische Nachtigall, aber doch bezaubernd schön singen, ist endlich auch im Tanzen und der Mimik eine zweite Fanny. Aber dies ist noch Alles nichts gegen die große Virtuosität, welche die Dame als Esküsterin zeigt; 300 Pfund Speise täglich ist ihr eine Kleinigkeit, 30 Eimer Wasser nicht minder. Künstlerinnen lieben gewöhnlich ein Gläschen Wein, und unsere Isabelle ist auch keine Verächterin desselben, ein Fläschchen, auch wenn es sein kann mehrere, sind ausgetrunken auf einen Zug, ohne daß man nachher der Dame einen Rausch ansieht. Auch die Präsentation der Künstlerin ist nobel und macht Herrn Tourniaire alle Ehre. R. G.

### Miscellen.

J. N. R. J., ein Beitrag zur Exegese. Leopold I., der römisch-deutsche Kaiser, so fromm und fromm wie fast alle Prinzen des österreichischen Hauses gewesen sind, hatte seinen Liebsteu, den Jesuiten, ein so bedeutendes Geschenk an Land und Leuten zugebracht, daß der Fürst Lobkowitz, sein erster Minister, ihm selbst das Nachtheilige davon klar zu machen im Stande war und Auftrag erhielt, die Schenkung zu annulliren. Da ihm das Exequatur der ganzen Angelegenheit zukam, so stellten sich die von ihren Obern dazu abgeordneten Väter der Gesellschaft mit der demüthigen Bitte um Ausfertigung der Urkunde ein. Auf dem Tische des Fürsten stand ein Crucifix mit dem bekannten J. N. R. J. „Was Jesus befohlen hat, werden Sie doch am liebsten befolgen?“ fragte der Fürst. „Allerdings!“ war die demüthige Antwort. „Nun, in der Umschrift ist die Antwort auf Ihr Gesuch.“ „So? — Omi! Wie so? Hier steht doch nichts als Jesus Naza-